Zeitschrift: Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
Herausgeber: Auslandschweizer-Organisation
Band: 42 (2015)
Heft: 4

Artikel: Wenn Geschichte den Wahlkampf befeuert
Autor: Müller, Jürg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-910922

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn Geschichte den Wahlkampf befeuert

Das helvetische Super-Jubiläumsjahr 2015 zeigt einmal mehr: Geschichte setzt Emotionen frei und hat viel mit Politik zu tun.

JÜRG MÜLLER (TEXT)
ANDREA CAPREZ (ILLUSTRATIONEN)

Der Salon Rouge des Berner Staatshotels Bellevue-Palace ist schon eine halbe Stunde vor Veranstaltungsbeginn bis auf den letzten Platz besetzt. Das Boulevardblatt «Blick» ist «on tour», wie es in der Eigenwerbung heisst. Angesagt ist der Spitzenkampf, ein Rededuell zwischen Polit-Star und alt SVP-Bundesrat Christoph Blocher sowie Historiker-Star und Geschichtsprofessor Thomas Maissen. Man schreibt den 21. April des Jahres 2015 – und man streitet um weit zurückliegende Geschehnisse aus den Jahren 1315, 1515, 1815. Angereist war, nebst den Fans aus beiden Lagern, erstaunlich viel Prominenz, unter ihnen Otto Lampe, deutscher Botschafter in der Schweiz, und einige Parlamentarier. Anderntags fasste der «Blick» das «Duell über Schweizer Mythen» sportlich zusammen: «4:3 für Maissen».

Wenn es auch nicht um Sport geht – das Interesse des Publikums an den wirkungsvoll inszenierten historischen Debatten ist derzeit in der Schweiz fast so gross wie an Fussball. Nicht nur der «Blick», auch die «Weltwoche», die «Neue Zürcher Zeitung» (NZZ) sowie Radio- und Fernsehen veranstalteten in den vergangenen Monaten entsprechende Gesprächsrunden. Die Hauptdarsteller waren in unterschiedlicher Zusammensetzung immer etwa die gleichen: Neben Blocher und Maissen auch der spitzzüngige SVP-Nationalrat und Medizinhistoriker Christoph Mörgeli, «Weltwoche»-Chef und SVP-Nationalratskandidat Roger Köppel, der SVP-nahe Chefredaktor der «Basler-Zeitung», Markus Somm, der Berner Historiker André Holenstein und der Basler Historiker Georg Kreis.

Schlachtenlärm auf Podien

Dabei ist es nicht etwa so, dass die Politiker mit dem Holzhammer vorgehen und die Wissenschaftler distinguiert mit der feinen Klinge operieren. Thomas Maissen geht in seinem neusten Buch «Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt» für einen Historiker und Universitätsprofessor erstaunlich konfrontativ vor: Die einzelnen Kapitel werden jeweils mit einem Zitat von Christoph Blocher oder SVP-Bundesrat Ueli Maurer eingeleitet, um das Diktum dann lustvoll auseinanderzunehmen. Das Buch sei eine Reaktion «auf die geschickte und sehr erfolgreiche Erinnerungspolitik der schweizerischen Nationalkonservativen in den letzten 25 Jahren». Blocher warf dem Historiker gemäss «Blick» vor, die Schweiz auflösen zu wollen, damit sie in die EU geführt werden könne: «Wenn man die Schweiz nicht ernst nimmt, sie entmystifiziert, ihre Geschichte entstellt und sagt, die Schweiz ist eigentlich gar nichts Rechtes gewesen, will man die Nation wegputzen.»

> «Das Interesse des Publikums an wirkungsvoll inszenierten historischen Debatten ist derzeit fast so gross wie an Fussball.»

Der Schlachtenlärm auf Podien und in Publikationen ist laut, so laut, dass Innenminister Alain Berset die Streithähne während einer Ständeratsdebatte gar zur Mässigung aufrief. Die Art und Weise des Streits über das richtige Geschichtsbild spalte Land und Leute, sagte der SP-Bundesrat: «Ich bitte Sie zu bedenken, dass all diese Erzählungen zu einer grossen gemeinsamen Geschichte gehören. Unserer Geschichte.»

Dass Geschichte derzeit in der Schweiz so viele Emotionen freisetzt, hat vordergründig mit der Massierung von Gedenkjahren zu tun: Schlacht am Morgarten (1315), Eroberung des Aargaus durch die Eidgenossen (1415), Schlacht bei Marignano (1515), Wiener Kongress und die neuen Kantone Genf, Neuenburg und Wallis (1815). Das alles führt im Laufe des Jahres zu ungezählten Feierlichkeiten und Veranstaltungen jeglicher Art. Auch die Medien sind voll von der Thematik. Die NZZ hat gar ein neues Magazin mit dem Titel «NZZ-Geschichte» auf den Markt geworfen, das vierteljährlich erscheint. Titelgeschichte der ersten Ausgabe: «Napoleon – Erfinder der modernen Schweiz», Autor: Thomas Maissen.

Von 1315 bis 1815

Doch worum wird konkret gestritten? Es ist eine Debatte mit mehreren Ebenen. Es geht erstens um das Verhältnis von nationalen Mythen und nationaler Erinnerungskultur zur wissenschaftlichen Geschichtsforschung, zweitens geht es um die unterschiedliche Beurteilung der Bedeutung der historischen Ereignisse und drittens und vor allem geht es um Politik. Äusserer Anlass der Debatte sind die runden Gedenkjahre. Hier in stark verkürzter Form die Hauptkonfliktlinien zu den einzelnen Ereignissen:

- 1315: Die Schlacht am Morgarten hat in der helvetischen Erinnerungskultur eine prominente Stellung. Mit rollenden Steinen und Baumstämmen hätten die tapferen Eidgenossen die hochgerüsteten Habsburger am Ägerisee in die Flucht geschlagen, wird erzählt. Wirklich bekannt ist allerdings einzig, dass das Ereignis in irgendeiner Art stattgefunden hat. Der genaue Ort ist umstritten, ebenso die Art des Konflikts und worum es genau ging; Die Quellenlage ist äusserst dürftig. Die meisten Experten stufen die Bedeutung des Ereignisses als gering ein.

- 1415: Die Bedeutung der Eroberung des Aargaus durch die Eidgenossen wird allgemein unterschätzt. Es handelte sich um eine Strafexpedition gegen die Habsburger, welche die Eidgenossen im Auftrag von König Sigismund vom Haus der Luxemburger durchführten. Damit bildeten sich die ersten Gemeinen Herrschaften. «Ohne diese gemeinsame Aufgabe, ohne die Eroberung des Aargaus, wäre das oft strapazierte eidgenössische Bündnis ebenso wenig zusammengeblieben wie die (deutsche) Hanse», schreibt Maissen in der NZZ.

- 1515: Die Schlacht bei Marignano hat ebenfalls einen hohen Stellenwert in der Erinnerungskultur. Die Niederlage der Eidgenossen wird als zentraler Wendepunkt der Schweizer Geschichte dargestellt, weil damit das Ende der aktiven Expansionspolitik eingeläutet worden sei. Zudem liege hier der Kern der später entwickelten Neutralitätspolitik. Bei dieser Interpretation geht vergessen, dass die Expansionspolitik durchaus weiterging: Zwei Jahrzehnte später eroberte Bern

Schweizer Revue / August 2015 / Nr. 4

die Waadt und vorübergehend gar Teile Savoyens südlich des Genfersees. Zudem band sich die Eidgenossenschaft mit Soldverträgen vor allem an Frankreich. Das Neutralitätsdenken, so lautet die Kritik der meisten Experten, habe sich erst viel später herausgebildet.

■ 1815: Der Wiener Kongress, der das nachnapoleonische Europa ordnete, führte unter anderem zur Anerkennung der dauerhaften Neutralität der Schweiz. Das lag aber vor allem im europäischen Interesse, weil die Schweiz eine Pufferzone an Frankreichs Ostgrenze bildete. Dazu brauchte es ein Diktat der Siegermächte: Die Schweiz, die in Wien äusserst zerstritten auftrat, musste als Preis die ihr gesetzten inneren und äusseren Grenzen akzeptieren und die neuen französischsprachigen Kantone Genf, Wallis und Neuenburg integrieren.

Geschichtsbild als Polit-Botschaft

Wer diese Ereignisse allein in nationalgeschichtlicher Perspektive sieht, interpretiert sie als zielgerichtete, bewusste Akte der Selbstbestimmung, des Unabhängigkeitsstrebens und der militärischen Verteidigung gegen Fremdbestimmung. Dieses Geschichtsbild wird als Hintergrundmusik für eine hochpolitische Botschaft eingesetzt: Wer die unter grossen Opfern erkämpfte Unabhängigkeit bewahren will, muss SVP wählen. Die Volkspartei habe diese Debatte «von langer Hand vorbereitet», sagt Hermann Strittmatter, der Doyen der Schweizer Werbewirtschaft, in einem Interview mit der «NZZ am Sonntag». «Im Gegensatz zu anderen politischen Bewegungen planen die Nationalkonservativen solche Kampagnen langfristig.» Die Kampagne sei «professionell und kommunikativ intelligent angezettelt». Der Werbefachmann warnt deshalb davor, «diese Marignano-Debatte zu belächeln».

Die vermeintlich historische Debatte ist also eigentlich ein Stellvertreterkrieg um die kulturelle Hegemonie, um die Deutungsmacht. Sie ist ein Identifikationsangebot an ein zutiefst verunsichertes Land – ein Land, das zwischen wirtschaftlicher Globalisierung und starker europapolitischer Integration einerseits und kultureller Rückwärtsorientierung, Renationalisierung und Abschottungstendenzen anderseits hin- und hergerissen ist. Thomas Maissen sagt, es sei im Kampf um Macht und Wähleranteile legitim, «veraltete Forschungsstände» zu nutzen: «Es ist aber ebenso legitim und manchmal auch nötig, dass ein Wissenschaftler die politische und volkstümliche Deutung der Geschichte mit dem aktuellen Wissensstand unter Fachleuten vergleicht.»

Verflechtung und Abgrenzung

Nicht nur für Thomas Maissen, auch für seinen nicht minder prominenten Historikerkollegen André Holenstein, Professor in Bern, ist das Geschichtsbild der Volkspartei ein Thema: Bereits Ende 2014 hat er ein vieldiskutiertes Buch mit dem Titel «Mitten in Europa: Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte» publiziert. «Die Schweizerische Volkspartei (SVP) verdankt ihren Aufstieg in den Kreis der wählerstärksten Parteien seit den 1990er-Jahren einer politischen Strategie, die die Ängste der Schweizer Bevölkerung vor der kulturellen Entfremdung im eigenen Land aufgreift», schreibt Holenstein in der Einleitung. Die aktuellen Irritationen nationaler Befindlichkeiten seien zwar der Anlass, aber nicht die tiefere Motivation zu diesem Buch. Diese liege vielmehr in der Beobachtung, «wie ambivalent, widersprüchlich, mitunter geradezu schizophren das Verhalten des Kleinstaats Schweiz anmutet, der seit je existenziell mit Europa und der Welt verflochten ist und sich gleichzeitig

Kein Interesse an Marignano

Die Geschichtsdebatte zu Marignano und um Wahrheiten und Mythen findet in der Romandie kaum Resonanz.

BARBARA ENGEL

Die sonst sehr debattierfreudigen Westschweizer beteiligen sich nur marginal an den Diskussionen um die Bedeutung der geschichtlichen Ereignisse, die in diesem Jahr in der Schweiz gefeiert werden. Das hat einen einfachen Grund: 1515 mit Marignano ist kein Datum der Westschweizer Geschichte, die Schlacht spielte in der welschen Geschichtswissenschaft nie eine bedeutende Rolle. Das klassische Narrativ der Deutschschweiz interessiert die Romands wenig, denn sie waren damals nicht dabei: weder in den heroischen Gründungsjahren der Eidgenossenschaft, noch bei der Erweiterung zur achtörtigen Schweiz im 14. Jahrhundert und auch nicht bei der darauffolgenden Phase der Expansion mit der Eroberung des Aargaus und des Thurgaus. Auch der Aufstieg der Eidgenossenschaft zu einem europäischen Machtfaktor geschah, bevor die Romands «Schweizer» wurden.

Die 1388 entstandene achtörtige Eidgenossenschaft war ein durch und durch Deutschschweizer Gebilde. Die Ausdehnung der Eidgenossenschaft in die jetzige Romandie begann erst mit den Burgunderkriegen (1476–1481), die mit dem Beitritt von Solothurn und Freiburg zur Eidgenossenschaft endeten. Das zweisprachige Freiburg war das erste welsche Element im Bund. Doch genaugenommen entstand eine welsche Schweiz erst 1798 mit der Helvetischen Republik. Und erst 1848, bei der Gründung des Bundesstaates, wurden auch die Genfer, Waadtländer, Neuenburger, Welschfreiburger, Welschwalliser und die Jurassier zu Bürgern eines einzigen Staates. Man könnte also auch 1848 zum Gründungsjahr der Romandie erklären.

Im 19. Jahrhundert war die Romandie jedoch noch klar zweigeteilt: Es gab die Regionen mit liberaler und reformierter Tradition – Genf, Waadt, Neuenburg und der südliche Teil des Berner Juras – und jene mit mehrheitlich katholisch-konservativer Prägung – Freiburg, Wallis und Nordjura. Die ideologischen und konfessionellen Gegensätze waren weit wichtiger als das verbindende Element der Sprache.

> «Der Aufstieg der Eidgenossenschaft zu einem europäischen Machtfaktor geschah, bevor die Romands ‹Schweizer› wurden.»

Die Situation änderte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die wachsende Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich spiegelte sich auch in Spannungen zwischen den Schweizer Sprachgruppen. Die Romands waren plötzlich nicht mehr nur Genfer, Waadtländer und Neuenburger, sie definierten sich als Angehörige einer Sprachregion. In jener Zeit tauchte auch erstmals der Begriff «Romandie» auf, als Ersatz für die herkömmlichen Begriffe «Suisse romande» oder «Welschland». Die sprachliche Neuschöpfung drückte zwar ein neues Zusammengehörigkeitgefühl aus, der Begriff habe in der welschen Schweiz jedoch bis heute «einen eher schlechten Ruf», schreibt Christophe Büchi, Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» in Lausanne. Offiziell verwendet wird der Begriff jedenfalls einzig im Namen des Velorennens «Tour de Romandie».

BARBARA ENGEL IST CHEFREDAKTORIN DER «SCHWEIZER REVUE»

geistig und mental dagegen abgrenzt».

Holenstein bringt nicht primär neue Fakten ins Spiel, schreibt aber die Schweizer Geschichte konsequent unter dem Gesichtspunkt von Verflechtung und Abgrenzung. Seit dem ausgehenden Mittelalter, als sich die Eidgenossenschaft ihrer Identität zu versichern begann, prägten die Gegensatzpaare Partizipation und Abschottung, Einbindung und Einigelung, Integration und Abkapselung in unterschiedlicher Akzentuierung ihre Lebens- und Überlebensstrategien. Holenstein wertet nicht, er sieht in dieser Wechselbeziehung gar etwas Fruchtbares, das letztlich erkläre, «weshalb die Schweiz die Wendepunkte der Vergangenheit überdauerte und es sie im frühen 21. Jahrhundert überhaupt noch gibt».

Linkes Gegensteuer ohne Chancen

Die nationalkonservativen Kräfte tragen ihre Position im Wahljahr derart dominant vor, dass die anderen Parteien schwer ins Hintertreffen geraten sind. Die übrigen bürgerlichen Parteien beteiligen sich kaum an der geschichtspolitischen Debatte. Die Linken, vorab die Sozialdemokratische Partei, versuchen andere historische Bezugspunkte in Erinnerung zu rufen – allerdings ohne grosses Echo. So hat die SP angeregt, im Gedenken ans Ende des Zweiten Weltkriegs im Mai vor 70 Jahren, Friedenslinden zu pflanzen – dies in Anlehnung an die 1945 verbreiteten, spontanen Aktionen. Einzelne Städte und Dörfer haben diese Idee aufgenommen, jedoch mit bescheidener öffentlicher Resonanz. In der April-Nummer der SP-Zeitschrift «Links» wirft der Historiker Peter Hug der offiziellen Schweiz vor, sie habe die Erinnerung an den 8. Mai 1945 «sträflich vernachlässigt». Insofern gebe es einen engen Zusammenhang zwischen der fehlenden Erinnerungskultur «und der in der Schweiz vorhandenen Stimmung, Europa stehe uns im Grunde genommen feindlich gegenüber».

Es ist kein schlechtes Zeichen für eine lebendige Demokratie, wenn unterschiedliche Bezüge zur eigenen Vergangenheit hergestellt und unterschiedliche Erinnerungskulturen gepflegt werden. Aber diese müssen sich an der wissenschaftlich aufgearbeiteten Faktenlage messen lassen. Es gibt ein «Vetorecht der Quellen.» Das heisst: Obschon die Geschichtswissenschaft keine exakte Wissenschaft ist, kann ein Fachhistoriker nicht etwas behaupten, das durch die Quellenlage nicht gestützt wird respektive falsifiziert ist. Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Debatte über die Deutung von Fakten zu führen, wobei vom aktuellen Wissensstand auszugehen ist. Problematisch wird es, wenn die Deutung der Vergangenheit an eine klare politische Botschaft für die Zukunft gekoppelt wird. Bundesrat Alain Berset kleidete diese Warnung am Schluss seiner Rede zur Eröffnung der Marignano-Ausstellung im Landesmuseum in folgende Worte: «Wir haben mehr als eine mögliche Sicht auf die Vergangenheit – und wir haben auch mehr als eine mögliche Zukunft. Wie sagte doch Winston Churchill: ‹Wenn wir einen Streit zwischen Vergangenheit und Gegenwart anzetteln, verlieren wir unsere Zukunft.›»

«Wir haben mehr als eine mögliche Sicht auf die Vergangenheit – und wir haben auch mehr als eine mögliche Zukunft.»

JÜRG MÜLLER IST REDAKTOR DER «SCHWEIZER REVUE»

Zitierte Literatur:
Thomas Maissen: «Schweizer Heldengeschichten – und was dahinter steckt». Verlag Hier und Jetzt, Baden, 2015.
André Holenstein: «Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte». Verlag Hier und Jetzt, Baden, 2014.

Eine Vernunftehe

STÉPHANE HERZOG

Von Christoph Büchi, 2001 bis 2014 Westschweiz-Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», ist eine Neuauflage seines Buchs «Mariage de raison. Romands et alémaniques» erschienen. Es ist der richtige Zeitpunkt dafür. Wenn hochemotional über den Französischunterricht an den Deutschschweizer Primarschulen diskutiert wird, ist es Zeit, die Bindungen, aus denen die Schweiz hervorgegangen ist, näher zu betrachten – und damit auch die Gräben, die es zwischen den Regionen gibt – zum Beispiel jener, der im Anschluss an das Nein bei der Volksabstimmung zum EWR im Jahr 1992 entstand. Das Nein hat nach Einschätzung des Autors «zu einer tiefen Spaltung des Landes geführt».

Die «Vernunftehe» ist ein kluges, in sparsamer Sprache verfasstes und stellenweise komisches Buch. Es wimmelt von Ideen und macht seinen Leser schlau, da ein jeder Bruchstücke aus der Schweizer Geschichte kennt, die Büchi zusammenführt und so von der Schweiz von heute erzählt. Der Autor erzählt von den Eidgenossen und von den gewonnenen Schlachten der Waldstätte gegen die europäischen Grossmächte, etwa jene am Morgarten (1315) und bei Sempach (1388). Er tut dies ohne nationalistisch zu werden, aber nicht ohne Emotionen – die Hartnäckigkeit, der Unabhängigkeitsdrang und der Mut unserer Vorfahren gebieten Respekt.

Jenseits der historischen Darstellung und der politischen Analyse ist das Werk des Deutschschweizer Journalisten eine Hommage an die Mehrsprachigkeit. Er erklärt, warum die Deutschschweizer sich für das Deutsche als Schriftsprache entschieden (ein Vermächtnis der Reformation) und gleichzeitig ihren Dialekt beibehalten haben, während die Romands das Frankoprovenzalische aufgaben, um die von den französischen Königen gesprochene Langue d'oïl (das Hochfranzösische) anzunehmen. Mit dieser Sprache und dem Ansehen Frankreichs kompensieren die Romands ihre Stellung als Minderheit in der Schweiz, schreibt Büchi. Bedingung dafür ist jedoch, dass die Deutschschweizer auch weiterhin Französisch lernen und bereit sind, Hochdeutsch statt Dialekt zu verwenden. Die Romands – die meisten haben etwas Hochdeutsch gelernt – erwarten, dass es von den Deutschschweizern im Gespräch mit ihnen verwendet wird. «Die Mehrsprachigkeit ist Sinnbild für die Idee Schweiz», folgert der Journalist.

MARIAGE DE RAISON. ROMANDS ET ALÉMANIQUES. Une histoire suisse. Christoph Büchi; Editions Zoé, 2015; 455 Seiten; CHF 30.–.